

Schweizerische Mai- und Pfingstbräuche

Autor(en): **Hoffmann-Krayer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [9]

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

froh sein. So einsam bin ich geworden, daß sonst jeder landfahrende Gesell' mich als herrenloses Gut greifen möcht!"

„Seid Ihr einsam,“ rechtfertigte sich Götz, „so bin ich schier mein ganzes Leben lang allein gewesen. Wir beide sind nicht an den Händeln dieser Welt schuld, und ich vermeine, wir könnten einander umso lieber haben, weil wir nur uns haben.“

„Ihr seht mein Gesicht nicht so, wie es wirklich ist,“ wehrte das Mädchen mit seltsamem Lächeln. „Schaut Ihr erst aufs neue andere Jüngferlein, so wird's Euch wohl anders dünken, und Ihr werdet alle Heiligen preisen, daß Ihr mir wieder ferne seid.“

„Hörtet Ihr mich an, wenn ich wieder käme und spräche, ich möcht es nicht anders?“ beteuerte der Junker.

„Das dürftet Ihr nicht,“ lächelte das Mädchen.

„Hörtet Ihr mich an?“ drängte Götz.

„Wenn ich so lange noch lebe,“ gestand ihm Maria.

Der Junker war von seiner Ketterin auf den Weg nach Bamberg gebracht worden und hatte beim Räte der Stadt ein Aemtlein gefunden: ihn mit einem Fähnlein grauer Kriegsgurgeln vor aufsäffigen Bürgern und Bauern zu betreuen. Und gar manche Jungfer hatte dem neuen Hauptmann gleich den Weg verlegen wollen, als gält es, die Früchte der Liebe eilends und überreich in Tagen zu pflücken, da man nicht wußte, ob man nicht wie ein Schmetterling von rauher Faust in nächster Stunde zerdrückt werden würde. Doch Götz sah wohl gar feine und artige Gesichtlein, aber das seines Traumes nicht. Und so stand er denn an einem frühen Abende, als der junge Mond silbern aus einem Himmel leuchtete, der über schwarzbauen Hügelzügen purpurn verglomm, auf der Schwelle der Hütte, die ihn geborgen hatte.

Das Mädchen hatte über die Bibel gebeugt gegessen und war aufgefahren, da der Schatten des Mannes auf das Buch fiel, indes der Hund sich nicht rührte und ihn nur aus kleinen Augen unverrückt beobachtete.

„Du hast mich erwartet?“ forschte Götz.

„Ich träumte davon, ohne es zu hoffen,“ gestand das Mädchen. „Ihr seid gekommen, um mir zu sagen, daß Ihr mich möchtet, so und nicht anders?“ lächelte es dann, eine fremde Schönheit in dem verwitterten Gesichte. „Versprecht es mir nicht — es möchte Euch schwer fallen, das zu halten. Nein, nein,“ wehrte es besorgt, „wartet noch eine Weile!“ Und eifrig begann es in einem bunten Trüblein zu kramen. Und Götz sah, wie es, abgewandt, sich rieb, pußte und wusch und schier nicht fertig werden mochte. Und dann kehrte ihm Maria ein Gesicht zu, jung und rein wie eine weiße Lilie im Morgenglanz, zärtlich und schön, und an den Wimpern hingen die Tränen. „Das bin ich; magst du mich so? Ich habe ein wüstes Frauenzimmer machen müssen, um böse Brüder zu schrecken. Ueber unseren Hof weg ist bisweilen ein Mantelsack guter Ware geschwärzt worden, und daher kenn ich Schmugglerkünste und wußt mir solch Ansehen zu geben. Aber es haftet nicht, und ich brauch's nimmer, wenn du mein Schutz sein willst.“

„Und Schatz!“ vollendete der Junker. „Und der will dich, wie du jetzt bist, und nimmer anders!“

„Und vor einer Stunde noch gar anders und nicht anders!“ scherzte das Mädchen.

„Dich wie du bist, so heut und in alle Ewigkeit!“ beteuerte der Hauptmann und hielt selig seine Schöne in den Armen.

Die seufzte, ob denn Tod und Verderben sein müsse, daß zwei zusammenkommen, die zueinander gehören.

„Gott weiß, wozu es gut ist!“ tröstete der Liebste. „Wilde Zeit wirft manchen dort ans Land, wo er hingehört und wohin er sich sonst sein Leben lang nicht heimgefunden. Die Toten sind tot, und die Lebenden leben.“

Und sein Mädchen lag ihm am Halse, und sie küßten einander, bis sie nicht mehr wußten, ob es der Abend- oder der Morgenstern war, der über ihnen leuchtete . . .

Schweizerische Mai- und Pfingstbräuche.

Dazu eine Kunstbeilage und eine Abbildung im Text.

Nachdruck verboten.

Am den 1. Mai knüpft sich eine meiner ältesten Kindererinnerungen. Nicht imposante Demonstrationsumzüge des Weltfeiertags mit Musik, roten Fahnen und Gewerkschafts-emblemen fesselten damals das Kinderauge, wohl aber trat an diesem Tage nicht minder feierlich unser Kindsmädchen mit einem Glas kristallklaren Wassers frühmorgens an mein Bettchen, um mich „Maieuwasser“ trinken zu lassen. Von der unfehlbaren Heilkraft des Trankes überzeugt, genoß ich mit

einem Gefühl der Weihe das Wasser, und es schien mir in der Morgenstunde dieses Tages noch einmal so erquickend. Seit jener Kinderzeit war mir der 1. Mai ein Tag voller Geheimnisse und Bedeutungen, und als ich später von den Hexensabbaten der Walpurgisnacht hörte, die ja dem 1. Mai vorausgeht, mußten sich diese Gefühle nur verstärken. Heute, wo man diesen Dingen mit dem Forscherauge entgegentritt, verlieren sie ihre subjektive Wirkung auf unser Empfinden; aber eins



Sigmund Freudenberg (1745—1801).

Blatfängerinnen im Bernbiet.

ist auch für den objektiven Beobachter geblieben: die Erkenntnis der tief geheimnisvollen Bedeutung des 1. Mai, wie des ganzen Monats, für das Volksleben.

Es kann sich hier nicht darum handeln, ein auch nur annähernd vollständiges Bild der Maibräuche überhaupt zu entwerfen; ja selbst wenn wir uns auf unser Heimatland beschränken, werden wir eine Auslese treffen müssen; denn unser Volk ist in all seiner nüchternen Herbheit reich an Bräuchen, welche die Freude an dem Einzug der sonnigen Jahreszeit wieder spiegeln.

Eine der lieblichsten Volksitten, die noch in die Zeit der kindlichen Singsiedlung an die hegende Natur zurückreicht, ist das Anzingen des Mais. Der liebevolle Schilderer bernischen Landlebens Sigmund Freudenberger hat diese Sitte in einem seiner freundlichsten Blätter festgehalten (vgl. unsere erste Kunstbeilage *): in der damals noch bunten Tracht der Berner Mittelländerinnen erscheinen zwei Mädchen vor dem strohbedeckten Bauernhaus: das eine, mit seinem kostbaren „Schwefelhüetli“, trägt einen bändergeschmückten Laubbusch, das andere ist von einem Kränzchen junger Frühlingsblumen bekrönt, von dem ebenfalls bunte Bänder niederplattern. Es zupft etwas schüchtern an der Schürze und ist eben im Begriff, vor den freundlich zuhörenden Meistersleuten und ihrer Kinderschar sein Liedchen abzusingen, während das erste schon seinen recht geräumigen Watsack bereithält, um die üblichen Gaben in Empfang zu nehmen, die in dem wahrhaftigen Marktkorb bereitstehen. Rechts blickt durch das Gatter ein grügend-sonniges Stück Land herein. Was singen diese „Laubele“? Ruhn hat uns Wort und Weise in seinen Kühreihen überliefert:

Der Meie-n-isch komme-n, u das isch ja wahr,
Es grüenet ieh alles i Laub u-n-i Gras.
I Laub u-n-i Gras sy der Blüestli vil,
Drum tanzet d's Mareieli im Seitenspiel.
Nu tanz, nu tanz, Mareieli, tanz,
Du hefst es gewonne-n-e Rosenkranz.

In der zweiten Strophe schon spielt man auf die zu erwartenden Gaben an:

Mir haue der Meie, mir thüe ne i d's Thau;
Mir sänge's dem Bure syr fründliche Frau.
Der fründliche Frau u dem ehrliche Ma,
Der üs eso rüchlich bilohne cha.
Die Büri isch laub, u si git is so gern
Schön Depfel u Bire mit brunem Chern.

Dann werden die Sängerinnen dringlicher:

Get use, get use, vil Eier u Geld,
So chönne mir wyters u zieh über Feld.
Get use-n-ih'r Lüt, get is Anke-n-u Mehl,
Die Chüechli sy hür no bas als fern.
E Chetti vo Guld wohl z'rings um das Hus,
U iezge-n-isch üses schön Meilied us.

Und in schönem Dank klingt das Lied aus:

Go'dank ech, Go'dank ech, ihr fründliche Lüt,
Gott helf ech, Gott helf ech i d's himmlische Ruch.
Im Himmel da isch wohl e guldige Tisch,
Da siße die Engel gesund u frisch.
Im Himmel da isch e guldigi Chron,
Gott gebi euch alle der ewig Lohn.

Ganz ähnlich lautete das Lied, das die sog. Mareieli am Zürcher Sechseläuten gesungen haben sollen, während der Jura einen stark abweichenden, wenn auch nicht minder altertümlichen Text aufweist.

In Bärtschwil bei Laufen (Solothurner Jura), wo das

*) Indem wir unsere Kunstbeilage, eine originalgetreue Wiedergabe in Dreifarbenbrud, der bei Stämpfli & Cie. in Bern erschienenen Freudenberger-Mappe entnehmen, möchten wir nicht unterlassen, neuerdings nachdrücklich auf diese schöne und wertvolle Publikation aufmerksam zu machen, deren wir schon früher eingehend gedachten, vgl. „Die Schweiz“ XV 1911, 148f.

Maifingen bis in die letzten Jahre üblich war, beginnt das siebenstrophige Lied:

Der Meie chunt zum grüne Wald n
Wohl in dem Mei;
Do heist me ihn gottwilche sy,
So fahre die Meierose.

Der Mei het in der Mitte e Chobelechranz
Wohl um und um,
Er chehrt sich nicht mehr als einmal um,
So fahre die Meierose.

Die beiden letzten Strophen lauten:
Der Mei isch e edle Jungschab
Wohl um und um,
Er treit e guldige Riemestab,
So fahre die Meierose.

Der Mei isch e edle Jungfrau
Wohl um und um,
Si schloft gar gern im Meietau,
So fahre die Meierose.

Wir sind an der französischen Sprachgrenze angelangt und treten nun in das eigentliche Gebiet des Maifingens ein; denn nirgends wie in der Belschschweiz gehört diese schöne Sitte zum eisernen Bestand des Volkslebens. Der unermüdlischen Sammelarbeit Arthur Rossats verdanken wir die Erhaltung der im Jura gesungenen Maillieder, von denen der Anfang eines aus Delsberg hier in der gut französischen Uebersetzung mitgeteilt sei:

C'est le mai, le pique-mai,
C'est le premier jour de mai,
Que nous sommes entrés dans cette ville
Pour le pain et la farine,
Et les oeufs de vos poules,
Et le beurre de vos vaches.
Nous sommes allés voir vos blés,
Le sain blé et le sauvage;
Nous sommes allés voir vos avoines;
Nous prions Dieu qu'il nous les ramène.
Une pierre cailloutée (?)
Dieu la veuille dégeler
En quatre parts! usw.

Die Melodie erweckt durch ihre auffallende Monotonie den Gedanken an jene uralten, halb gesungenen, halb gesprochenen Zaubersprüche (lateinisch carmina, Lieder), die ja auch zur Bildung des französischen enchanter „bezaubern“ (eigentlich: einsingen) Anlaß gegeben haben. Nicht weniger reich entwickelt war und ist das Maifingen in den Kantonen Neuenburg und Waadt, denen Herr Fritz Chabloy im Schweizerischen Archiv für Volkskunde eine besondere Betrachtung gewidmet hat. In einigen Gemeinden Neuenburgs wurde der Brauch so gehandhabt, daß die Knaben sangen, wenn am Maitag die Buchen belaubt waren, sonst die Mädchen. Dombresson veranstaltete schon früh um fünf Uhr einen eigentlichen Kinderumzug, an dessen Spitze der „époux de mai“ mit einem geschmückten Tännchen einherschritt. Vor jeder Küche blieb man stehen und sang seinen Bettelvers ab, der je nach der Freigebigkeit des Angesungenen mit einem Dank- oder Scheltreim schloß. Noch pompöser müssen die Umzüge in Fleurier gewesen sein, besonders der vom 7. Mai 1843, der von einem Augenzeugen eingehend geschildert wird. Mit Musik holte man zuerst den „époux de mai“ und dann seine „épouse“ ab, denen sich über zweihundert Kinder, alle kostümiert, grüne Buchenzweige in den Händen, angeschlossen. Begleitet wurde der Zug von Mainarren (fous de mai), die in Blechbüchsen Geld einsammelten. Von einem bestimmten Maillied wird in dieser Schilderung nicht berichtet, doch hat ein günstiger Zufall eine Fassung aus dem Jahre 1750 erhalten *).

Mit unwesentlichen Abweichungen spielen sich die Mai-

*) f. Schweiz. Archiv für Volkskunde II 1898, 27.

umzüge im Kanton Waadt ab, nur leitet dort statt des Brautpaars eher eine Königin („reINETTE“) den Zug. Auch hier werden spruchartige Lieder gesungen, die etwa, wie in Grandson, folgendermaßen schließen:

Bon! bon! voici bon!
Voici filles sans garçons!
Des oeufs sont bien bons,
Aussi bon que la farine,
Des oeufs sont biens bons,
En mettant du beurre au fond.

Oder solche mit deutlichen Anspielungen auf die Fruchtbarkeit, wie der Spruch von Jongny, wo die Sänger als Wildleute verkleidet umziehen (Uebersetzung aus dem Patois):

Bouffon sauvage,
Qui n'est ni fou ni sage!
J'ai passé par votre champ de blé,
Il est haut levé. . .

Die gleiche Sitte herrscht, mit kleinern oder größern Abweichungen, in den Kantonen Wallis, Tessin bis nach Bünden hinein; dagegen sind uns aus der deutschen Ostschweiz, abgesehen von dem offenbar importierten Sechseläutenlied, keine Nachrichten über das Maifingen zugegangen. Ein verwandter Brauch scheint freilich der Umzug des „Roßhubengerichts“ im Klettgau gewesen zu sein, bei dem ein „Wohlfahrtsträger“ figurierte.

Bemerkenswert ist, daß die Maibraut auch für unser Land nachgewiesen ist, und zwar schon im sechzehnten Jahrhundert, wie aus einer Notiz des Genfer Konsistoriums aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erhellt: „Le Consistoire s'est plaint que les jeunes filles recommencent à faire des épouses du mois de mai.“ Kenner zürcherischen Altertums erinnern sich vielleicht hiebei an den etwas pöbelhaften Fastnachtsumzug der Metzger, gegen den Heinrich Bullinger eifert: „Darzu hatt man erst gethan ein gar unzüchtig, unflätig spil, ein brut und brütgem, umb welche alles voll loufft, narren und buhen . . . Und wirfft man endtlich die Brut mit dem brütgam in den brunnen.“ Die Deutung dieses pöbelbaren Brauches ist längst gesichert: menschliche und vegetabilische Fruchtbarkeit werden zueinander in Beziehung gesetzt, und die Benetzung mit Wasser oder die Brunnentauche wurde jederzeit und überall als uralter Zauber zur Herbeiführung des Frucht- und Kindersegens vorgenommen. Nur so erklärt sich auch der an heidnische Riten erinnernde Umzug des Pfingst d ä m o n s, wie er mancherorts in der deutschen und französischen Westschweiz sich abspielt. Im Fritztal z. B. gehen einige Knaben in den Wald; einer von ihnen wird ganz mit Laubzweigen umkleidet, auf ein Pferd gesetzt und durchs Dorf geführt. Beim Dorfbrunnen wird Halt gemacht und der „Pfeißtlümmel“, wie man die Gestalt nennt, in den Trog getaucht, wofür ihm das Recht zusteht, die Umstehenden, besonders die Mädchen zu bespritzen. Daß das nicht als Verunglimpfung, sondern als Ehrung aufgefaßt wird, mag aus dem Zuruß „Gim-mer au e Pfeißt-Spruß!“ hervorgehen. Wir brauchen die starkverbreitete Brunnentauche hier nicht weiter zu verfolgen, da sie eine ausführliche Behandlung im XI. Bande des „Archivs für Volkskunde“ erfahren hat, möchten in diesem Zusammenhang nur noch erwähnen, daß in Sargans das Bild des Traubenheiligen St. Urban, dessen Tag ja auf den 25. Mai fällt, in den Brunnen getaucht wird. Damit mag die ehemalige Sitte in Basel verglichen werden, den Urbansbrunnen am Ehrentag des Heiligen zu bekränzen, wie überhaupt das Brunnenbekränzen im Mai eine alte und verbreitete Sitte zu sein scheint, die, wie uns berichtet wird, auch in Schaffhausen üblich gewesen ist.

Im Vordergrund fast sämtlicher Maibräuche stehen das neu ersprossene Grün und die Blumen, so sehr, daß wir mit „Maie“ jeden Blumenstrauß, mit „Maibaum“ jeden festlich geschmückten und aufgerichteten Baum bezeichnen können. Wer kennt nicht die in den Zeiten des Freiheitsrausches aufgerichteten „Freiheits- oder Maibäume“? Und doch sind sie nur, wie auch

die Ehrenbäume für Neugewählte, späte Ausläufer jener Bäume, die den Einzug des Wonnemonats, des Monats der Liebenden, feiern sollten. Und was bedeutet die Feier eines politischen Ereignisses oder die Ehrung einer neuen Behörde gegen die Ehrung, die der Bursche seinem Mädchen durch Aufstecken eines grünen Bäumchens, eines „Maie“ zuteil werden läßt — eine Sitte, die sich (meist in der Nacht auf den 1. Mai) in der ganzen Schweiz und weit darüber hinaus nachweisen läßt (vgl. Abb. S. 199). Einen grünen Baum der Geliebten, einen Strohmann oder „Narrenast“ der Verhassten: so will es die unerbittliche Volksjustiz der Knabenschaften. Noch gut, wenn dem Strohmann nicht das ganze Sündenregister der Geächteten auf einem Zettel in die Hand gesteckt wird, wie das in den sog. Maibriefen im St. Galler Oberland geschieht. Aber auch die Gefeierten müssen ehemals ihre Verse erhalten haben, wie eine etwas stark gezuckerte Liebesgeschichte aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erzählt, die das berühmte „Verenichen ab dem Guggisberge“ zur Heldin hat:

J bi wohl din, du aber nonig min,

Mi liebste Schatz! Mijs schöns bruns Brenelin. . .

So beginnt der Spruch des Liebenden. Jahrhunderte zurück liegt diese Sitte des Maieinsteckens, sodaß es uns nicht wundern darf, in einer französischen Quelle des frühen Mittelalters die Bemerkung zu finden: „Il fust alez avec certains compaignons de la ville par esbatement cueillir du May ou autre verdure, pour porter devant les hostelz des jeunes filles, si comme il est acoustumé de faire en celle nuit.“ Und ein echt mittelalterliches Ritterspiel ist es auch, wenn noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein in den Kantonen Freiburg und Waadt am ersten Maifonntag Minneburgen errichtet wurden, die von Mädchen mit Blumen und Süßigkeiten verteidigt, von Burschen nach hartnäckiger Gegenwehr erobert wurden, genau so, wie es schon auf einer Elfenbeinkapsel des vierzehnten Jahrhunderts dargestellt ist. Nur in der äußeren Form abweichend mag es sein, wenn in Estavayer die umziehenden Knaben die Mädchen verfolgen mit dem Rufe: „Poutta la bala!“ (eigentlich „laide la belle“) und diese ihnen gelbe Blumen anwerfen, indem sie ihnen spottend „bovinrons“ (Etym. unklar) zurufen.

Wir sind zu den Kindern zurückgekehrt und wollen diese nicht verlassen, ohne noch auf die liebliche Pfingstfahrt der Schulpfugend von Selva im Puschlav aufmerksam gemacht zu haben. Nach einem Gottesdienst besteigt man insgesamt eine bei Selva gelegene Anhöhe. Dort wird aus dem Mehl, das jeder in einem Säckchen mitgebracht hat, eine wahrhaftige Polenta mit Rahm bereitet. Dazu erklingen in jugendlichem Ueberglück die jauchzenden Stimmen:

Ed il pensar alla polenta in fior (Rahmpolenta)

Rinforzerà il corraggio ed il vigor.

O che piacer, che sento nel mio cuor,

O Selva, o polenta, o che stupor!

Auch hier darf der Maibaum nicht fehlen. Knaben hauen im Walde eine junge Lärche, an deren Wipfel sie einen Maismehlsack hängen und deren Nester von den Mädchen mit Alpenblumen geschmückt werden. Mit ihr zieht die Schar singend bis zum Schulhaus, vor dem das Bäumchen aufgepflanzt wird, um noch nach Wochen an das fröhliche Fest zu erinnern. Ob diese schöne Sitte noch besteht? Längst verschwunden ist jedoch das große Maifest der Schaffhauser Jugend, das Einbringen und Aufrichten der Maibäume, wie es uns ein alter Führer durch diese Stadt geschildert hat.

Gemeinsame Höhenbesteigungen dagegen, Maie säßpartien, gehören mancherorts, besonders in der Ostschweiz, zur festen Ueberlieferung der Pfingsttage und der Himmelfahrt, wobei man sich oft zur Pflicht macht, schon vor Sonnenaufgang die Höhe erreicht zu haben. Im siebzehnten Jahrhundert scheint das von den Behörden als heidnische Sitte, als eine Art Sonnenverehrung angesehen worden zu sein; denn ein Zürcher Mandat sieht sich gezwungen, „wider das laufen an Uffahrtstagen uf den Hüetliberg und Kolbenhof“ aufzutreten.

Vielleicht nicht ganz unberechtigt; denn noch heute gilt der Aberglaube, daß die Sonne an Himmelfahrt in drei „Sähen“ aufgehe, ganz gleich wie es vom Osternorgen gesagt wird. Nicht selten werden mit und neben diesen Ausflügen manche andere Vergnügungen gepflegt: so etwa Tänze im Freien, wie im Unterengadin, oder eigenartige Spiele, wie das *tsarat*, eine Art Tennis, der Jungmannschaft von Mendaz, das Armbrustschießen in Estavayer, das Schießen der „Ciblarde“ von Lens, wie ja auch bei Anlaß der Maiversammlungen und -wahlen meist wacker gejubelt, gegessen und getrunken wird. „Die Marauer Chronik meldet vom Jahr 1551, wie man die Herren der benachbarten Städte, Schlösser und Vogteien auf das Fest des Maientages eingeladen habe. An die 150 Mann Gerüstete ritten da den Ankommenden entgegen; die Stadtknaben, 160 an der Zahl, bildeten beim Willkommtrunk die Ehrenwache. Dafür gab es für sie auf der Stadtkübe einen Abend-schmaus, bestehend aus Maieinmus, Antenküchlein und Ziger-schnitten.“ Beliebt scheint als Maisspeise besonders die „Anke-brut“ oder der „Ankebot“ zu sein, vielfach auch geschwungener Rahm oder Ziger, im Neuenburgischen die *croutes dorées*, an Himmelfahrt meistens Butter und Honig, während Pfingsten neben Ostern die Zeit ist, wo die Patenkinder ihre Eiergaben beziehen. In Schaffhausen wurden dagegen die Eier am 1. Mai bei Anlaß des Maieinbringens durch die Buben eingesammelt.

Den zu bestimmten Festzeiten auftretenden Speisen und Gebäckformen hat man in den letzten Jahren eine größere Beachtung geschenkt als früher, mögen doch in ihnen manche alten Opferriten zutage treten, und wenn auch in den Schlußfolgerungen äußerste Vorsicht geboten ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in der volkstümlichen Ueberlieferung noch manche ursprünglich bewußt-rituelle Handlung enthalten ist.

Noch ganz allgemein ist ja der Glaube an die Segens- und sogar Zauberkraft der heiligen Zeiten. Es braucht nur an den Glauben erinnert zu werden, daß an Weihnacht Wasser in Wein verwandelt werde und die Tiere reden können. Ähnliches wird von Neujahr, vom Karfreitag, von Ostern, von Johannis und andern bedeutungsvollen Tagen berichtet. Und so hat auch der 1. Mai, haben Himmelfahrt und Pfingsten ihre Segenskraft. Von dem Wassertrunk am ersten Maimorgen ist schon eingangs gesprochen worden; eine schöne Gesichtsfarbe erhält man und namentlich Sommersprossen entfernt man, wenn man sich mit Maientau wäscht, ja nach dem Berner Volksglauben wachsen die Kinder, die sich vom Mairegen beriecheln lassen. Das Waschen an Pfingsten ist, wie man in Bagnes glaubt, besonders heilsam, und wer würde bei diesen Sitten nicht an die fürchterlichen Worte erinnern, die die Gattin des ermordeten Kaisers Albrecht ausrief, als sie im Blute der bestrafte Mörder watete: „Nun bade ich im Maientau!“ Auf einer Maifahrt (1. Mai 1308) war es ja auch, wo nach einem fröhlichen Kranzlingen Albrecht den Tod fand.

Gundelrebe, an Pfingsten während der Predigt gepflückt, heilt Krankheiten, Kohlen, am Samstag vor Pfingsten gesegnet, wurden, wie die Osterkohlen, erfolgreich gegen Hexen angewendet. So wurden auch an Himmelfahrt Blumenkränze in die Kirche gebracht, um gesegnet zu werden. Wer diese Kränze das Jahr hindurch nicht in seiner Stube aufhängt, setzt sich und seine Habe, so glaubt man im St. Galler Seebezirk, mutwillig bösen Mächten aus, ebenso, wer im Rnonauer Amt am Aufahrtsmorgen sein Vieh nicht tränkt. Eine besondere Zauberkraft aber wohnt dem an Himmelfahrt gelegten Eiern inne: sie schützen nach dem Glauben gewisser thurgauischer Gemeinden Land und Haus vor Unwetter und Hagel; daher wird hier auch zuweilen an diesem Tage eine „Eierlese“, jenes in der Schweiz so beliebte Oster-Wettspiel, abgehalten. Zum Schluß sei der mehr scherzhaft als ernst zu nehmende Glauben der Luzerner erwähnt, daß am Aufahrtstage im Himmel die Ordnung wiederkehre, die seit Ostern aus Rand und Band gegangen, in welcher Zeit die kleinen Buben das Regiment geführt hätten.

Augenscheinlich mit einem alten Aberglauben steht es endlich in Zusammenhang, wenn dem Erst- und Letzauffsteher an wichtigen Kalendertagen eine gewisse Beachtung geschenkt und ein Uebernamen gegeben wird. Gewöhnlich tritt diese Sitte an Silvester, Neujahr oder Ostern auf, im Friaal aber auch an Pfingsten, wo der Letzauffsteher „Pfeißblütling“ genannt wird, ein Name, der auch der umziehenden Laubgestalt zukommt.

Bei den Verfassungsbräuchen der Maitage wollen wir uns nicht allzulange aufhalten. Gerichts-, Rats- und Gemeinde-versammlungen wie auch Aemterbesetzungen werden seit mittelalterlichen Zeiten gern auf den Mai gelegt, woran sich dann die üblichen Umzüge, Mähler und Maibaumaufstellungen anschlossen, läßt doch auch im Keineke Fuchs König Nobel seine Untertanen auf Pfingsten zum Reichstag entbieten. Auf Himmelfahrt dagegen fallen meistens die ehrwürdig-weihevollen Flurumritte oder Bannumzüge, bei denen sich nicht selten, wie z. B. bei dem grandiosen Aufahrtsumritt von Beromünster, die Kirche beteiligt.

Im übrigen weisen die kirchlichen Bräuche der Maitage wenig Volkstümliches auf. Schon erwähnt ist das Segnen der Pfingstkohlen und der Himmelfahrtstränze. In manchen Orten wird die Himmelfahrt durch Emporziehen eines Christusbildes gegen die Kirchendecke sinnlich dargestellt (die Leser des „Archiv für Volkskunde“ werden sich wohl an die Wiedergabe eines solchen Bildes im 13. Bande erinnern), wie auch an Pfingsten die Ausgießung des Heiligen Geistes durch das Niederlassen einer hölzernen Taube veranschaulicht wird.

Wir schließen unsere Betrachtung mit der Erwähnung eines schönen kirchlichen Brauches, der aber tief in der Volks-



«Maibaum» im Bernbiet, wie er noch heute in der Nacht auf den 1. Mai von den Jungburschen des Dorfes einem beliebten Mädchen vors Fenster gepflanzt wird.

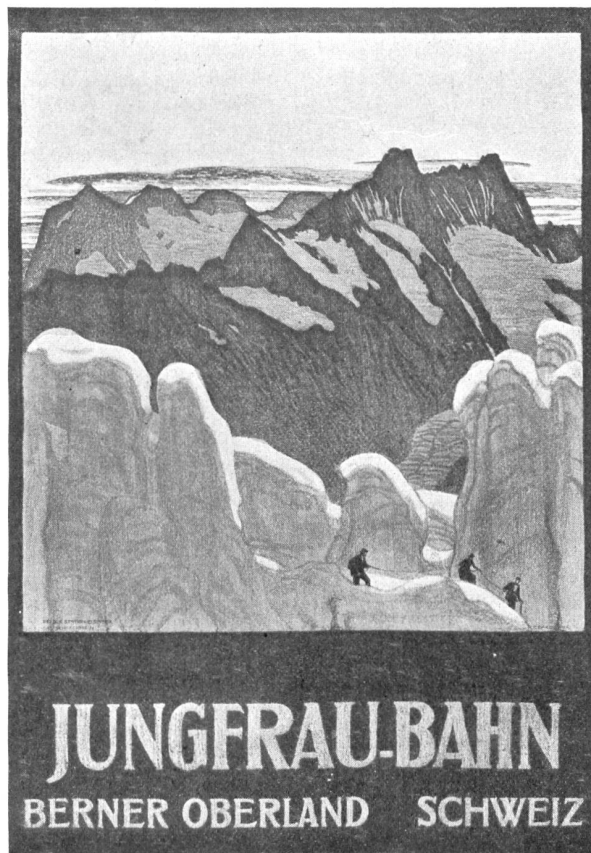
Seele wurzelt: es ist das Mai-Einläuten im Sarganserland. „In wunderschönem harmonischem Chor hört man durch die laue Frühlingsnacht von fern und nah das liebliche Gefummel der zur Andacht rufenden Glocken. Da betet alles zum Lenker der Dinge, daß er die jungen Pflanzen und Blüten bewahren möge vor Frost und Hagelschlag. Ein eigenes Gefühl ergreift das Herz in dieser feierlichen Abendstunde, in der man den künftigen Ertrag des Herbstes, der noch kaum der Erde entsprossen, in Feld und Garten dem Schutze des Allmächtigen übergibt. . .“ Und mit diesen Gefühlen wollen auch wir unsere Worte ausklingen lassen. Tiefste Wirkungen gehen von den zeugenden Kräften der Natur auf den Menschen über und finden ihren Ausdruck in all jenen lieblichen Frühlingsbräuchen, die hier, wenn auch nur flüchtig, an unsern Augen vorübergezogen sind. Professor Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

Schweizer Plakatkunst.

(Dazu insgesamt achtundzwanzig Reproduktionen*).

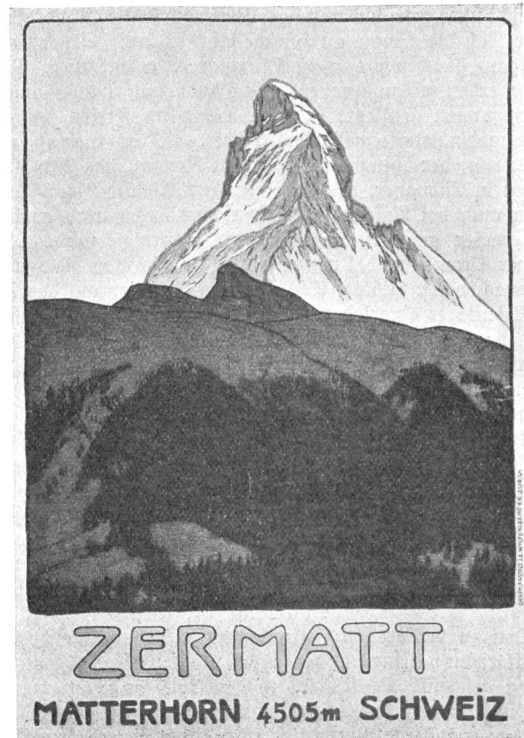
Es ist eines der untrüglichen Zeichen der starken Vitalität der Kunst unserer Tage, daß sie es vermag, alle Äußerungen des Lebens mit ihrem schöpferischen Hauche zu durchdringen, das Geringe und Geringste in die Formen umzugießen, die nicht allein dessen Wesen, Bedeutung und Zweck klar versinnlichen, sondern es auch vermögen, uns in jenes wunschvergeßenen wohligen Behagen zu wiegen, das die Vorbedingung heitern Genusses wie stillen freudigen Schaffens ist. Dieser Umwandlungsprozeß hat sich vielleicht am auffälligsten in dem vollzogenen, was man als die Blüte moderner Barbarei zu be-

*) Die Mehrzahl der Druckstöcke entnehmen wir der oben S. 184 gewürdigten Schweizernummer der Zeitschrift „Das Plakat“ (Mitteilungen des Vereins der Plakatreunde).



Emil Cardinaux, Bern. Plakat für die Jungfrauabahn (1910).

Druck: Graphische Anstalt J. G. Wolfensberger, Zürich.



Emil Cardinaux, Bern. Matterhornplakat (1908).
Druck: Graphische Anstalt J. G. Wolfensberger, Zürich.

zeichnen pflegte: in der Reklame durch das Bild. Es ist hier nicht der Ort darauf einzutreten, wie unser heutiges Plakat entstanden ist, wie zu den einfachen Druckanzeigen die Kopf-vignette als schmückender Beißatz hinzutrat, wie allmählich das ursprünglich Wesentliche, die Schrift, von der Illustration überwuchert und bei Seite gedrängt wurde, bis schließlich das Bild unmittelbar ohne das Medium des Wortes auf den Betrachter zu wirken suchte. . . Jede neue Aufgabe verlangt nach einer neuen, ihr eigentümlichen Ausdrucksform. Aber erst seit sich Künstler wie Chéret, Toulouse-Lautrec und Beardsley der Reklame annahmen, kann von einem Plakatstil gesprochen werden. Besonders Toulouse-Lautrec, weit mehr als der stark überschätzte Chéret, ist der eigentliche Schöpfer dieses Stils. Seine nervös und hastig hingeworfene Zeichnung, die mit wenigen Strichen unübertroffen den Charakter ihres Vorwurfes wiedergab, die leichten, hellen Farben verleihen seinen Plakaten die vortreffliche Fernwirkung, die eines der hauptsächlichsten Postulate einer guten Reklame bildet. Dazu ist sein Vortrag immer so geistreich und originell, daß man fühlt, daß das Plakat für Toulouse-Lautrec diejenige Ausdrucksform bedeutete, in der sich seine geniale Improvisationskunst am freiesten betätigen konnte. Der Reiz seiner Werke liegt darin, daß sie gewissermaßen den Niederschlag der raffinierten Ueberkultur, der überreizten Nervosität des großstädtischen Lebens darstellen, des Milieus also, in dem das Plakat vor allem zur Geltung kommen soll. Aber trotz dieser glänzenden Eigenschaften hat das Werk von Toulouse-Lautrec nicht in dem Maße befruchtend gewirkt, wie man hätte annehmen dürfen. Gerade in Frankreich, der Geburtsstätte des modernen Plakates, ist, wenn wir von einigen Großen wie Forain, Steinlen und — in respektvoller Entfernung — Willette absehen, auf dem Gebiet der Reklame eher ein Sinken des künstlerischen Niveaus zu verzeichnen. In Deutschland dagegen und in noch weit höherem Maße in der Schweiz hat seit einigen Jahren eine neue Bewegung eingesetzt. In steigender Zahl wandten sich hervorragende Künstler diesem Kunstzweig